

Autor:	Hermann Friedrich Kohlbrügge
Quelle:	Schriftauslegungen (19. Heft) Chronik, Esra, Nehemia, Esther und Hiob Anmerkung zu Hiob 8–10, entnommen dem Amsterdamsch Zondagsblad 2. Jahrg. 1889

Bildad von Suah kommt nun auf wider das von Hiob Kap. 6 u. 7 Geredete.

Hiob hat bekannt, daß er Fleisch sei, dahingegeben der Verfluchung und Verdammnis, getroffen durch Gottes Gericht. Unter dem Gefühl dieses Gerichtes und des Zornes verschmachtet seine Seele in seinem Leib, er begehrt Leben, Licht, Heilung, und über ihn kommt Schmerz und Tod. Hiob spricht aus, was er erfährt, er fühlt das Leiden und die Bande des Satans, worin er liegt, und es ist ihm zu schwer, er kann es in diesem Ausgeschlossenheit von Gottes Gnade, von der Herrschaft Seiner Güte, in diesen höllischen Qualen unmöglich aushalten. Er seufzt, um aus dem Leib dieses Todes, worin er sich befindet, erlöst zu sein. Den Himmel und die Seligkeit, – ach, davon kann er nicht reden, daran nicht denken, noch danach verlangen. Er lebt in dem Fleische, aber eben dies Leben ist seine Qual, seine Marter.

Dagegen will nun Bildad den Unterschied zwischen den Gerechten und den Gottlosen hervorheben. Hiob spricht gar nicht davon, ob er gerecht oder nicht gerecht sei, warum dies Leiden über ihn kommt oder nicht über ihn kommen sollte. Das Elend ist da, es ist zu gewaltig und hat ihn zu tief getroffen und durchwundet, als daß er sich darüber hinwegsetzen könnte mit Ausflüchten, mit allerlei Trostgründen, mit Blicken in die Vergangenheit oder in die Zukunft; – er kann seine Seele nicht in himmlische Sphären erheben, – nein, er sinkt mit seinen Klagen tief in den Abgrund nieder.

Fleisch hingegen will das Elend weg haben, es weg heucheln, weg disputieren, will es nicht gelten lassen. Fleisch behauptet die Erlösung, die Seligkeit, die Hoffnung, während es dabei sich selbst behauptet und tut, als predige es die Gerechtigkeit Gottes. „Ja“, sagt Bildad, „das ist wahr: Die Gottlosen haben keine Hoffnung, aber den Frommen wird von Gott geholfen. Alles, was du sagst von Elend, von Hoffnungslosigkeit, von Gottes Zorn, das betrifft die Gottlosen“ (Kap. 8,1-7). Bildad beruft sich dabei auf Gottes Wort, auf das Wort der Propheten, und hält Hiob dieses Wort vor, wie man einem Menschen, der sein Elend fühlt, Gottes Wort, die Wahrheit vorhält, daß Gott uns in Christo erlöst und geheiligt hat (V. 8-10). Während Hiob bekennt, daß er Fleisch ist bei der Erfahrung des Gerichtes Gottes: „Erde bist du, und du sollst zur Erde wiederkehren“, da will Bildad das wohl von den Gottlosen gelten lassen und predigt selbst mit Nachdruck diese ihre Nichtigkeit, das Gericht Gottes und Dessen Gerechtigkeit; aber er will dagegen handhaben die Gerechtigkeit der Gerechten als den Anker der Hoffnung und Gottes Gerechtigkeit darin, daß Er es den Gerechten am Ende doch gut gehen läßt. (V. 11-22).

Was Bildad so sagt, ist, – wir wiederholen es, – an und für sich wahr und gut; aber war nun Bildad mehr erleuchtet als Hiob, der nichts anderes sah als Leiden und daß es mit seiner Hoffnung aus sei? Und wenn Bildad das rechte Mitleid gehabt hätte, dann hätte er auch nichts anderes als das Leid gesehen und hätte mit Hiob geweint. Und war es denn wirklich Glauben an Gott, daß Bildad dem Hiob Gottes Gerechtigkeit vorhält? Nein, es war Unglaube, – es war nichts anderes als die Furcht, daß es wohl mit ihm aus sein könnte, wenn er seinen Glaube wollte fahren lassen, – und so faselt er so etwas von Verheißung, um nur Gottes Gerechtigkeit eben hier, wo sie sich an Hiob offenbarte, nicht zu erkennen, – aus Liebe zum eignen Leben, mit Furcht vor dem Tod. Um seiner eignen Gerechtigkeit willen hat Bildad nicht mitfühlen und nicht mit erkennen wollen, was Hiob fühlte und bekannte: „Ich elender Mensch, mir bleibt doch nichts übrig als Tod und Bande; für mich ist es mit allem aus und vorbei“. Hiobs Antwort geht nun darauf hinaus, daß er Gottes unbegrenzte Sou-

veränität predigt, daß er alle Forderungen, die der Mensch an Gott stellt, abschneidet, Gerechte und Gottlose auf einen Haufen wirft vor dem heiligen Angesicht des Herrn.

„Ja, ich weiß gar wohl, daß es also ist“, ruft Hiob aus Kap. 9,1. Was wird aus eines Menschen Gerechtigkeit, wenn Gott ihm entgegen tritt und er vor Gottes Gericht gestellt wird. Denn, wenn Gott kommt, um zu richten, kann der Mensch auf tausend Fragen Ihm nicht eins antworten. Wo Er kommt, da schmilzt alles dahin; wo Er vorüber geht, merkt man Ihn nicht; unbegreiflich, unerforschlich ist Er; was Er tut, tut Er allein; was Er beschlossen hat, das führt Er aus; aus Seiner Hand kann niemand erretten (Kap. 9,1-13). „Wie sollte ich denn Ihm antworten, und Worte finden gegen Ihn? Wenn ich auch gleich Recht habe, kann ich Ihm dennoch nicht antworten, sondern ich muß um mein Recht flehen. Wenn ich Ihn schon anrufe, und Er mich erhöret, so glaube ich doch nicht, daß Er meine Stimme höre. Denn Er fährt über mich mit Ungestüm, und macht mir der Wunden viele ohne Ursach. Er läßt meinen Geist sich nicht erquicken, sondern macht mich voll Betrübnis. Will man Macht, so ist Er zu mächtig; will man Recht, wer will mein Zeuge sein? Sage ich, daß ich gerecht bin, so verdammet Er mich doch; bin ich fromm, so macht Er mich doch zu Unrecht. Bin ich denn fromm so darf sich's meine Seele nicht annehmen. Ich begehre keines Lebens mehr“. (V. 14-21). „Ein Ding aber ist es, das ich gesagt habe: Er bringt um beide den Frommen und den Gottlosen.“ (Vs. 22). Wenn Seine Geißel mit ihren tödlichen Schlägen trifft, – Er lacht bei der Anfechtung der Unschuldigen, bei ihrer Auflösung, ihrem Zerfließen in Weh und Zagen. Die Erde ist dahingegeben in die Hand des Gottlosen; das Antlitz ihrer Obrigkeit verhüllt Er, daß sie Recht und Unrecht nicht unterscheiden. Wenn es sich nicht so verhielte, wer wäre es denn, der es verursacht? (V. 22-24) Meine Tage fliegen dahin, und ich fürchte mich vor meinen Schmerzen, weil ich weiß, daß Du mich nicht unschuldig sein lässest. Warum soll ich mich denn nutzlos abmühen, meiner Unschuld wegen um Hilfe zu rufen; ich soll ja doch ein Gottloser sein. Wenn ich mich auch reinigte, Er macht mich doch unrein. Ich kann mit Ihm nicht ins Gericht treten. Es ist kein Schiedsmann zwischen uns. (V. 25-33). Er nehme von mir Seine Rute und lasse Seine Schrecken von mir, daß ich möge reden und mich nicht vor Ihm fürchten müsse, denn ich bin mir keines Unrechts bewußt (V. 14.35).

Hiob fühlt, daß Gott Sein Angesicht wider ihn gestellt hat. Gott hat ihn dahingegeben in Tod und Verderben. Gott läßt ihn fühlen Seine Souveränität. Wird er sich darunter beugen oder die Erhebung, die Auflehnung gegen diese Souveränität als Sünde erkennen? Hiob ist sich selbst zum Schrecken geworden; er hat im Tiefsten seiner Seele einen Abscheu vor dem Tode; die Unreinheit und Ekelhaftigkeit seines Leibes ist ihm ein Greuel. –

Ach, wir Menschen leben so dahin, Gottes Wege und Gedanken sind himmelhoch über uns erhaben, und wir verstehen nichts davon. Wir stützen uns auf das Leben in unserer Hand, auf das Brot, – Gott reicht uns Sein Wort. Er erquickt, Er tröstet uns damit, – Er läßt uns erfahren Seine Güte, umringt uns mit Seinen Wohltaten. Aber, wenn Er uns entgegen tritt, da hat es mit uns ein Ende, – da hilft alle Hilfe nichts, – was sollte Hiob da tun? Er kann sich nicht aus seinem Elend erheben, kann nicht einmal etwas von Gott begehren, – denn worauf soll er sich dabei stützen? Hier ist keine Rede davon, ob Hiob gerecht sei, wie wir Menschen von Gerechtigkeit reden; Hiob weiß sich unschuldig, aber das Gericht Gottes geht tiefer. Es geht darum, was der Mensch als Fleisch ist, was er ist, seitdem er von Gott abgefallen ist und also entblößt von der Herrlichkeit Gottes, worin Gott ihn erschaffen hat, – ein Eigentum des Teufels und des Todes. Hiob erfährt an sich selbst, was ein Mensch, was Fleisch vor Gott ist, was Gott mit Fleisch tut und was aus dem Fleisch wird, wenn Gott mit dem Menschen ins Gericht geht. So zeugt Hiob von Gott als von Dem, der alles, was nach dem Bilde Adams gezeugt ist, schuldig erklärt, zur Sünde macht und dem Tod anheimgibt. Darüber

lacht Gott, daß, wenn es auf die Probe kommt, jemand nach dem Urteil der Menschen unschuldig sein sollte: da ist keiner, der gerecht ist, auch nicht einer.

Aber diese Herrlichkeit Gottes gegenüber einem Menschenkind, wie Hiob sie predigt, scheint dem ungebrochenen Herzen eine Tyranie zu sein; es scheint ihm, daß Hiob Gott anklage der Ungerechtigkeit. Denn die Anmaßung des Fleisches wider Gott, daß Er uns müsse und werde gnädig sein sowohl um Seinet-, als um unsertwillen läßt niemand fahren, ob auch der Mensch dabei voll Verzagen und Unglauben ist. Diese Souveränität Gottes hat Hiob selbst nie so gekannt wie jetzt. Aber nun, wo Gottes Auge auf ihn gerichtet ist, zerschmilzt er wie Wachs. Er entzieht sich diesem Gericht nicht, aber er jammert und klagt darüber, er kann es doch nicht ertragen, was ihm widerfährt.

So fährt denn Hiob fort, im 10. Kap. seine Klage vor Gott auszuschütten. Der Grundgedanke dabei ist, daß Gott doch nicht wird fahren lassen das Werk Seiner Hände. Seine Unschuld, obwohl sie Unschuld ist, behauptet Hiob nicht vor Gott. Er sieht sich darin nicht gerechtfertigt. Ist sie mit Eigenliebe oder Selbstgerechtigkeit vermengt, vermischt gewesen, – alle Eigenliebe und eigene Gerechtigkeit wirft er von sich, denn er begehrt nichts für sich, er will sich nichts anmaßen; unter Gottes Gericht, das über ihn, der Fleisch ist, ausgebrochen ist, versinkt er wehrlos und nackend, wie er ist, ins Grab; wie sollte er hoffen auf ein zukünftiges Heil? Wie etwas beanspruchen aufgrund von Gerechtigkeit? Was er hat, hat er von Gott, also auch seine Gerechtigkeit. Wo sich nun Gott wider ihn stellt, da hat er nichts, da ist es mit aller Hoffnung aus. „Machst Du mich ganz zunichte, Du bist in Deinem Recht; doch bedenke, daß ich das Werk Deiner Hände bin, und willst Du das zerstören? Du lässest doch nicht fahren das Werk Deiner Hände?“

Während Hiob so darniederliegt in seinen Schmerzen und sich selbst verabscheut, kennt Hiob sich doch als ein Geschöpf seines Gottes, als Gottes Kind und Gottes Heiligen. „Warum, o Gott“ so ruft er, „willst Du mich, den Du geschaffen und erhalten hast, verderben? Bin ich denn nicht Gottes? Warum lässest Du mich denn des Teufels sein? Der Teufel soll doch nicht, sondern Du, o Gott, muß Herr sein! Das Leben muß doch Licht und Luft haben, – nicht der Tod, sondern die Gnade muß herrschen“. So spricht, so seufzt der Heilige Geist in Hiob (Kap. 10,8-12). Aus Liebe und Glauben an Gottes Gerechtigkeit nimmt Hiob Abstand von jedem Anspruch auf Gott, während seine Freunde von ihm wollen, daß er sich aufmachen und nicht verzweifeln soll, sondern sich zu Gott in ein gutes Verhältnis setzen durch scheinbare Demut, Bekehrung und Gebet. Aus Liebe und Glauben an Gottes Gerechtigkeit kann Hiob den Schmerz und den Tod nicht ertragen, daß Sünde, Tod und Verderben herrschen sollten, während Friede und Freude herrschen sollen und unser Gott König sein soll und unter den Flügeln Seiner Gerechtigkeit ein Sabbat der Erquickung.

Hiobs Freunde können es nicht ertragen, daß Hiob sein hoffnungsloses Ende vor ihnen so bloßlegt. Kein Mensch jammert doch sonst je aus so bodenloser Tiefe, – er behält immer doch nach einige Hoffnung, daß es einmal besser werden wird; Hiob schüttet sich ganz aus, hält nichts zurück. Das wollen seine Freunde nicht hören. Aber Hiob, ein rechter Tröster, der allen Elenden Mut macht, weiß von nichts als von seinem Elend und will von nichts anderem wissen. „Voll Ekels ist meine Seele an meinem Leben, – so will ich frei lassen in mir mein Jammern; ich will reden“, – nicht liebliche Worte, die den Menschen gefallen, sondern „ich will reden zu Gott, in der Bitterkeit meiner Seele“ (Kap. 10,1). Ich will zu Gott sagen: „Verdamme mich nicht, zeige mir an warum Du mit mir haderst. Gefällt Dir’s, daß Du Gewalt tust, daß Du verachtest, zerstöbest das Kunstwerk Deiner Hände, – daß Du Deine Herrlichkeit leuchten lässest zu dem Ratschlag der Bösen, die Deine Gerechten anklagen und ihr Verderben wollen? Willst Du Deine Macht so offenbaren, daß Du es den Frevlern gelingen lässest, die begehren, daß der Gerechte umkomme? (V. 2.3). Bist Du denn ein

Mensch, der immer darauf aus ist, Sünden aufzusuchen, Gericht zu halten, zu verurteilen und zu töten? (V. 4-6). Wo Du doch weißt, daß ich nicht als ein Gottloser vor Dir stehe, und niemand aus Deiner Hand erlösen kann. (V. 7). Deine Hände haben mich gebildet, und Du verdirbst mich. Gedenke doch daran, daß Du mich aus Lehm bereitet hast und mich zum Staube lässest wiederkehren. Gedenke doch, was für ein Machwerk wir sind; Du hast mich wie Milch in eine Form gegossen, wenn man Käse bereitet. Dein Geschöpf bin ich, o Gott; mit Haut und Fleisch hast Du mich bekleidet, mit Knochen und Sehnen mich durchflochten; Leben und Wohltat hast Du an mir getan, und Dein Aufsehen hat meinen Geist bewahrt. (V. 8-12). Und solches, solche Heimsuchung, bargest Du in Deinem Herzen; ich erfahre, daß dieses Dir im Sinne lag. (V. 13). Wenn ich sündigte, so solltest Du Dir's merken und meiner Schuld mich nicht ledig lassen (V. 14). Wenn ich frevelte, wehe mir! Und nun bin ich gerecht und darf doch nicht mein Haupt erheben, denn ich bin satt von Schande und vom Ansehen meines Elendes (V. 15). Du verfolgst mich wie ein Löwe, – handelst immer wieder wundertätig an mir, erneuerst Deine Zeugen wider mich, machst Deines Zornes viel über mich; es ist, als sei ein ganzes Heer wider mich (V. 16.17). Warum hast Du mich aus Mutterleibe hervorgeholt? Ach, daß ich wäre umgekommen, und kein Auge mich gesehen hätte! So wäre ich, als die nie gewesen sind, von Mutterleibe zum Grabe gebracht. Sind nicht wenig meine Tage? So lasse ab von mir, und blicke weg von mir, daß ich mich ein wenig erquicke, ehe ich denn hingehe in das Land der Finsternis und Todesschatten und nicht wiederkehre“ (V. 18-20). Hiob kennt sich selbst als von Gottes Hand und durch Gottes Wort geschaffen und gebildet, wie geschrieben steht: „Gott, der Herr, machte den Menschen aus einem Erdenkloß, und Er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase; und also ward der Mensch eine lebendige Seele“ (1. Mo. 2,7). In Gottes Huld und Gnade hat er gelebt, gegrünt und geblüht, aber nun entzieht Gott ihm den Odem. Gott stellt Sich wider ihn; da lagern sich wider ihn die Schmerzen, alle Schmerzen. Welch ein kurzer Weg von der Mutter Schoß zum Grabe, aus der Nacht in die Nacht! Wie ein zum Tode Verurteilter um die Gunst bittet, daß er noch einmal aus dem Kerker an die freie Luft möge gebracht werden, daß er sich noch einmal erquicken möge in dem lieblichen Licht der Sonne, ehe er stirbt, so bittet Hiob als um eine letzte Gnade, daß Gott ihm ein wenig Luft gebe, daß er nur noch einmal aufatmen möge; denn Staub ist er, und zum Staube wird er werden, und er geht dorthin, von wo keine Rückkehr ins Leben ist.

Nicht langes Leben, nicht große und wunderbare Dinge begehrt Hiob. In Gottes Odem hat er gelebt, in Gottes Zorn geht er dahin, – kehrt zum Staube wieder, aber der Schmerz quält ihn zu sehr, – vor sich die Finsternis, vor sich das weitgeöffnete, alles verschlingende Grab! O wie natürlich, wie ganz menschlich ist es, daß er, der von Schmerzen Gequälte und doch das Leben Liebende, nur noch einmal frei, ungestört atmen möchte, solange er noch das Licht schauen darf!